



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Z.: Briefe über Oestreich : 3. Oestreich und Italien.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Briefe über Oestreich.

3. Oestreich und Italien.

Es war ein verhängnißvoller Moment, als Oestreich in Folge der wiener Congressbeschlüsse von Neuem in Italien festen Fuß faßte. In den Besitz eines ausgedehnten, abgerundeten, überaus reichen, dabei in allen Künsten der Civilisation weit fortgeschrittenen Gebietes gelangt, schien es bestimmt, für alle Zeiten die Herrschaft auf der apenninischen Halbinsel auszuüben. Italien, seit Jahrhunderten ein Tummelplatz deutschen, französischen, spanischen Ehrgeizes, war ein freies Feld für den Einfluß einer Großmacht geworden, von der man zwar erwarten mußte, daß sie die Vortheile ihrer Stellung rücksichtslos zur Vermehrung ihrer Macht ausnutzen, von der man aber andrerseits hoffen durfte, daß sie dem schwer geprägten Lande einen dauernden Frieden gewähren würde, in der die Masse ungestört dem Erwerbe obliegen und sich eine ihren mäßigen Ansprüchen entsprechende behagliche Existenz verschaffen, der Gebildete aber seinem Streben nach einem durch Wissenschaft und Kunst verfeinerten Lebensgenusse sich ohne Sorge hingeben könnte. Ein lebhaftes und energisches Freiheitsstreben des Italieners glaubte man nicht fürchten zu dürfen. Das Nationalgefühl aber war ein Factor, der, bei dem wiener Congresse überhaupt wenig in Rechnung gezogen, für Italien insbesondere keine Rücksicht zu verdienen schien. Italien war ein geographischer Begriff, und das stark ausgebildete Municipalbewußtsein und der Stolz der einzelnen Städte auf ihre Geschichte, jenes particularistische Selbstgefühl, welches dem patricischen Familienstolz eine höhere Weihe verlieh, indem es ihn mit einer zwar engen und in sich abgeschlossenen, aber in der Vergangenheit und zum Theil noch in der Gegenwart glänzenden ruhmvollen Gemeinschaft verknüpfte, jenes Selbstgefühl, an welchem sich bürgerliche Tüchtigkeit, Industrie, Kunst und Wissenschaft üppig emporgerankt hatten, schienen die beste Bürgschaft dafür zu bieten, daß Italien auch in Zukunft ein geographischer Begriff bleiben werde. Der Gang, den die Geschichte Italiens seit den ältesten Zeiten genommen hatte, schien diese Ansicht nur zu bestätigen. Im Alterthum war die Halbinsel durch die römischen Waffen zwar zu einer poli-

tischen, aber doch nicht zu einer nationalen Einheit verbunden worden. Die römische Stadtgemeinde hatte ihr Stadtrecht, sie hatte die Sprache und Bildung Latiums über die Halbinsel verbreitet, aber sie war weder in einer italischen Nationalität aufgegangen, die überhaupt nicht existirte, noch hatte sie die italischen Stämme zu Lateinern gemacht. Selbst die endlich erfolgte Ertheilung des Bürgerrechtes an alle Italiker vermochte nicht eine einheitliche Nation zu schaffen, wie denn überhaupt die antike Staatsidee fast nirgends verschiedene Stämme zu Nationen, ja, kaum einmal mehre größere Gemeinden zu organischen Einheiten verschmolzen hat. Im Mittelalter lassen sich zwei entgegengesetzte Strömungen unterscheiden, zunächst der Trieb individueller Gestaltung, der, wenn wir das alte Griechenland ausnehmen, nirgends so schöpferisch und gewaltig, in allen Richtungen des Lebens, in Politik, Wissenschaft, Kunst gewirkt hat, als in Italien; sodann aber die entgegengesetzte Strömung, das Zusammenwachsen aller dieser Elemente zu einer Nation. Es würde zu weit führen, im Einzelnen auf die Momente einzugehen, die zu diesem Resultat geführt haben. Nur darauf wollen wir hinweisen, daß Italien diese ideale Einigung wesentlich dem Gegensatz gegen das übermächtig andringende Fremde verdankt, und daß die aus diesem Gegensatz sich entwickelnde Einheitsidee ihren kräftigsten Stützpunkt in der gewaltigsten kosmopolitischen Macht, die je die Welt beherrscht hat, in dem Papstthum, als dem gemeinsamen Gegner des germanischen Elements fand. Und dies Nationalgefühl wurde bald so stark, daß der Italiener, gehoben durch die Erinnerung an die frühere Bedeutung seines Heimathlandes, das Bewußtsein seiner früheren Bildung, das einzige Gut, das er vor seinem Herrn voraus hatte, zum krankhaften Hochmuth überspannte, daß er seinen Ueberwinder als Barbaren verachtete, und das selbst noch in Zeiten, wo er längst die Führerschaft in dem Streben der europäischen Menschheit nach höherer Cultur verloren hatte, wo jenseits der Alpen bereits geistige Schlachten geschlagen waren, zu denen in Italien wohl manches Vorspiel erschienen war, die aber in dem durch verfeinerten Genuß mehr entarteten als gehobenen und gekräftigten Lande ohne jeden ernstern Nachklang blieben.

Nun ist es sehr merkwürdig, daß dieses überaus starke Nationalbewußtsein, nach einigen theils geräuschvollen und phantastischen, theils wirklich kräftigen Ansätzen im Mittelalter, in der neueren Zeit Jahrhunderte lang keine oder doch nur eine höchst geringe politische Wirkung ausgeübt hat. Von einem Streben nach politischer Einheit findet sich kaum eine Spur; der Widerstand gegen die Fremden erlahmt, Italien wird der Kampfplatz mächtiger Rivalen und willenlos der Preis des Siegers. Es wäre irrig, wenn man die Erklärung für diese Erscheinung darin suchen wollte, daß es den Italienern überhaupt und durchweg an politischem Sinn und an der Neigung für politische Thätigkeit gefehlt habe. Die mächtigen Stadtrepubliken geben im Gegentheil einen hohen Be-

griff von der politischen Fähigkeit und Bildung des Italieners. Sie waren Mittelpunkte eines überaus regen staatlichen Lebens, aber doch eben nur, so lange sie wirklich mächtig und unabhängig waren. Mächtig waren sie aber nur, so lange die großen concentrirten Monarchien Europas noch in den Anfängen ihrer Bildung begriffen waren, und so lange die Richtung des Welt Handels sie zu den Vermittlern des Orients und Europas machte. Mit dem Emporkommen Frankreichs und der habsburgisch-burgundischen Hausmacht verloren sie ihre politische Bedeutung, durch die großen maritimen Entdeckungen ihre merkantile Uebermacht; mehr und mehr sanken sie herab zu der Stellung abhängiger Municipien, in denen zwar ganz der altitalischen Tradition gemäß der Gemeingeist kräftig fortlebte, aber, auf die heimischen Interessen beschränkt, nicht nur der Betheiligung an den großen Welthändeln entsagen mußte, sondern auch der Entwicklung des Gedankens der politischen Einigung mehr hinderlich als förderlich war.

So schienen also die Verhältnisse danach angethan, Oestreich den ruhigen Besitz des schönsten Theils von Oberitalien zu verbürgen und damit die Ausbreitung seines Einflusses über die ganze Halbinsel zu sichern. Von den Beherrschten aber durfte man erwarten, daß sie das Gut der Unabhängigkeit, das sie nicht kannten, auch nicht vermissen, dagegen den wiedererlangten Frieden mit Eifer zur Ausübung der Künste und Thätigkeit, die den Italienern vor Allem am Herzen lagen, benutzen würden. Sehr bald aber sollte es sich zeigen, daß man die Stimmung der Italiener unrichtig beurtheilt und völlig übersehen hatte, daß die Erschütterungen, von denen ganz Europa in seiner äußeren politischen Gestalt, wie in Sinnes- und Denkweise umgewandelt war, auch auf den Charakter der italienischen Nation eine mächtige Wirkung ausgeübt hatten. Der harte Druck der französischen Fremdherrschaft hatte, wie Neuchlin sehr gut ausgeführt hat, die in üppigem Lebensgenuß erschlaffte, in Particularbestrebungen gespaltene Nation in eine heilsame Zucht genommen. Es war durch die straffe und einheitliche Verwaltung der Franzosen das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit geweckt und in der Nation die Erkenntniß wenigstens vorbereitet worden, daß nur in einer größern Gemeinschaft sich die Zwecke des modernen Staates erfüllen lassen. Es waren die Keime einer neuen Staatsidee, die im schroffsten Gegensatz zu den abgelebten Institutionen des Mittelalters stand, durch die ganze Halbinsel verbreitet worden. — Zwar die ersten unreifen und unzusammenhängenden liberalen Bewegungen trugen nur dazu bei, die österreichische Macht zunächst zu befestigen, indem sie die bedrohten Regierungen nöthigten, ihrer Sicherheit wegen sich Oestreich ganz in die Arme zu werfen. In noch höherem Grade wie in Deutschland konnte Oestreich in Italien seine Herrschaft auf die in den Regierenden lebende Furcht vor der Revolution gründen. Erst in den Bewegungen der Jahre 1847 und 1848 entwickelte sich die

einzigende Idee, die der österreichischen Herrschaft gefährlich werden sollte. Italien fing an zu begreifen, daß alle Freiheitsgedanken Träume waren, so lange sie vereinzelt mit leichter Mühe durch Oesterreichs Einfluß unterdrückt werden konnten: die italienische Bewegung nahm einen bewusst nationalen Charakter an, und von dem Augenblicke an war Oesterreich genöthigt, sich in Italien dauernd auf den Kriegsfuß einzurichten. Was aber den nationalen Bestrebungen ihre Kraft verlieh, war, daß sie sich von jedem unpraktischen Idealismus, wenn auch nicht von Anfang an frei erhielten, doch in ihrer fortschreitenden Entwicklung frei machten und mit seltenem politischen Takte aller Stammeseifersucht zum Troß sich der Leitung des einzigen kräftigen Gemeinwesens überließen, welches in Italien bestand. Die Kunst freilich, zu gleicher Zeit für die absolute Selbstständigkeit seines engeren und die Einigung seines weiteren Vaterlandes zu schwärmen, hat der Italiener nicht verstanden: sie ist ein Alleinbesitz des Deutschen.

Oesterreich ist in dem Kampfe gegen die vereinigte Macht Piemonts und Frankreichs unterlegen. Nach seiner Niederlage hat die Einheit Italiens, wenn auch noch nicht über alle Theile der Halbinsel sich erstreckend, mit reißender Schnelligkeit sich vollzogen. Das Königreich Italien ist eine von fast ganz Europa anerkannte Thatsache, eine Thatsache, die dadurch nicht rückgängig gemacht wird, daß Oesterreich und der Papst sie nicht anerkennen oder sie ignoriren, eine Thatsache, die unter allen Umständen einen großen Einfluß auf die Verhältnisse des europäischen Staatensystems ausüben wird; ob einen günstigen oder ungünstigen, das wird zum nicht geringen Theil davon abhängen, ob Oesterreich und zwar in nicht allzuferner Zeit zu dem neuen Königreiche in ein freundschaftliches Verhältniß treten, oder ob es durch eine fortgesetzte Feindschaft das Band, welches Frankreich mit Italien verknüpft, zu einem immer festeren machen wird.

Denn darüber kann kein Zweifel sein, daß der Standpunkt, aus dem die Frage Italiens von jedem Staate, zumal von dem zunächst betheiligten, Oesterreich, vernünftigerweise betrachtet werden muß, in erster Linie von der Rücksicht auf das drohende Uebergewicht Frankreichs bestimmt wird. Italien, und das ist die Schattenseite der italienischen Bewegung, verdankt seine Befreiung der Hilfe Frankreichs. Seine Einigung hat es zwar wider den Willen Frankreichs vollzogen, doch aber unter Umständen, die Frankreich gestatten, auch auf die geeinigte Nation einen überwiegenden Einfluß zu üben, auch wenn wir ganz von den Pflichten der Dankbarkeit absehen, die Italien für jetzt, trotz Nizzas und Savoyens, an Frankreich knüpfen. Es ist schwer, sich eine europäische Verwicklung vorzustellen, in der Italien für jetzt nicht genöthigt wäre, das Gewicht seiner Macht in die Waagschale Frankreichs zu werfen. Es hat von Frankreich Alles zu hoffen und Alles zu fürchten; es muß ferner erwarten,

daß jede Verwicklung mit Frankreich von Oestreich benutzt werden würde, um seinem alten, durch die neueren Begebenheiten aufs Höchste gesteigerten Haß gegen Sardinien und insbesondere gegen das Haus Carignan Lust zu machen. Für jetzt also ist Italien mit den stärksten Ketten an Frankreich gebunden, und die gegenwärtige Weltlage dürfte schwerlich irgend ein Mittel bieten, dieselben augenblicklich zu sprengen. Wohl aber liegt es im Interesse Europas, daß diese überaus gefährliche Verbindung nicht zu einer dauernden werde. Frankreichs Uebergewicht in Europa beruht zum großen Theile auf seinem Protectorate über Italien; der härteste Schlag für Frankreichs Suprematie würde die Emancipation Italiens sein.

Indessen Frankreich befindet sich in der günstigen Lage, eine gemeinschaftliche Richtung der europäischen Politik gegen sein Uebergewicht nicht befürchten zu dürfen. Denn die Interessen der europäischen Staaten gehen so vielfach auseinander, daß eine Coalition gegen Frankreich nur dann zu erwarten wäre, wenn sein Uebergewicht sich offenkundig zu einer militärischen Herrschaft über Europa zu steigern drohte. Eine solche Gefahr ist aber zunächst nicht zu fürchten. Denn Napoleon hat die eigenthümliche Gabe — und hierin unterscheidet sich seine Politik wesentlich und sehr zu ihrem Vortheil von der seines Oheims — in allen seinen Unternehmungen die ausschließlich französischen Interessen hinter den allgemein europäischen Interessen zu verstecken. Mag er auch die eigensüchtigsten Zwecke verfolgen, so ist er doch in der Regel darauf bedacht, das Mißtrauen Europas dadurch zu entwaffnen, daß er bald im Namen einer großen Idee handelt, bald als Vertreter einer unterdrückten Nationalität, oder als Beschützer des europäischen Gleichgewichts auftritt, kurz, seine Action mit großer Gewandtheit den europäischen Sympathien anbequemt. Besonders zeigt sich darin sein Geschick, daß er seinen Gegner diplomatisch zu isoliren versteht, indem er nicht bloß die Sympathien der Völker, sondern auch die demselben feindlichen Interessen der übrigen europäischen Cabinete mit der äußersten Gewandtheit gegen ihn in Bewegung setzt. Und wir sind weit entfernt, irgend einem Staate einen Vorwurf daraus zu machen, wenn er sich mehr von dem, was seine augenblicklichen positiven Interessen fordern, als von der Furcht vor Frankreich bestimmen läßt. Ein trauriges Symptom der Schwäche der einzelnen Staaten ist es nur, daß keiner derselben im Stande ist, selbständig seine Interessen zu verfechten, sondern stets auf den Augenblick zu warten scheint, wo er in Frankreichs Gefolgschaft für sie eintreten kann. Es wäre kläglich, wenn die einzelnen Staaten ihre Sonderinteressen preisgeben wollten, um alle Hindernisse zu einem Kreuzzuge gegen Frankreich aus dem Wege zu räumen; nicht minder kläglich ist es aber (und das ist die eigentliche Quelle der französischen Uebermacht), daß sie ihre Ziele nicht anders, als unter der Sanction Frankreichs erreichen zu können glauben, wobei denn selbstverständlich sehr leicht der

Fall eintritt, daß sie ihre Interessen nur so weit verfolgen können, als es Frankreich beliebt, und daß sie ohne Gewinn, oder selbst mit Verlust für sich, nur für die Steigerung der französischen Uebermacht arbeiten.

Vor allen andern Staaten ist Oestreich der Gefahr ausgesetzt, die Impulse zu seinem Handeln von Frankreich zu empfangen. Auf ein dauerndes und aufrichtiges Einverständnis mit Preußen, welches allein ihm die Stärke verleihen würde, sich der Rücksicht auf Frankreich entschlagen zu können, ist bei der Rivalität beider Mächte durchaus nicht zu rechnen. Vor Allem aber wird Oestreich sowohl durch seine eignen, wie durch Frankreichs Beziehungen zu Italien an jeder freien Bewegung, an jeder selbständigen Action gehindert und zu einer Politik des Lavirens gezwungen, deren Resultate sich jeder Berechnung entziehen, und die den Staat jeden Augenblick in eine Isolirung versetzen kann, von deren vernichtenden Folgen er sich nur durch die äußersten Opfer würde retten können.

Alle Bemühungen Oestreichs, sich durch die von allen Seiten seiner Entwicklung entgegen tretenden Hindernisse hindurchzuwinden, sind vergeblich, alle seine Erfolge sind scheinbar, so lange es trotz der völlig veränderten Verhältnisse auf seiner alten italienischen Politik principiell verharret. Und daß es für jetzt nicht daran denkt, von seiner traditionellen Politik abzuweichen, lehrt ein Blick auf das Verfahren, welches es seit dem Frieden von Villafranca eingeschlagen hat. Zwar hat es die in Italien eingetretenen Veränderungen geschehen lassen, aber anerkanntermaßen nur, weil es nicht im Stande war, sie zu hindern, und mit dem Vorbehalt, sie rückgängig zu machen, sobald die Verhältnisse es dazu in Stand setzen würden. Und in der That ist es auch schwer für Oestreich, eine andere Wahl zu treffen, so lange das Königreich Italien Venetien beansprucht. Italien aber kann nicht wohl auf einen Besitz ausdrücklich verzichten, ohne den in den Augen aller Italiener das Königreich Italien ein unvollständiger, verstümmelter Körper wäre. In den Augen der Neapolitaner, Toscaner, Romagnolen würde Victor Emanuel den Rechtstitel, kraft dessen er Neapel, Toscana, die Romagna dem Königreich Italien einverleibt hat, für ungiltig erklären, wenn er durch eine völkerrechtlich bindende Erklärung diesen Rechtstitel in Bezug auf Venetien außer Kraft setzen wollte. Es war ohne Zweifel eine Handlung der feinsten Berechnung, daß Napoleon vor Venetien Halt machte, indem er dadurch nicht allein Italien, das seines Beistandes bedarf, um bei günstigerer Gelegenheit die Resultate des letzten Krieges zu vervollständigen, sondern auch Oestreich, das Alles von seiner Ungunst zu fürchten und daher Alles von seiner Gunst zu hoffen hat, von sich abhängig gemacht hat. Wir wollen übrigens nicht behaupten, daß Venetien das einzige Hinderniß ist, welches sich einer Annäherung Oestreichs und Italiens entgegenstellt. Auch ohne die Gebietsfrage würde sich Oestreich schwer in den

Gedanken finden, daß ihm durch Consolidirung des neuen Königreichs die Aussicht auf Wiederherstellung der alten Herrschaft auf der Halbinsel abgeschnitten ist. Aber es würde sich schließlich in das Unvermeidliche fügen und daran denken können, seine Verhältnisse zu Italien auf eine seinem wahren Vortheil entsprechende Weise zu ordnen. Das Verhältniß beider Mächte zu Venetien verewigt den Zwist und erhält zugleich in Oestreich die Hoffnung rege, daß an einen unbedachten Gewaltschritt Italiens eine gewaltsame Wiederherstellung der früheren Zustände sich knüpfen könne.

Daß Oestreich unter diesen Umständen eine Annäherung an den Staat, der bis jetzt allein über die Geschichte Italiens zu disponiren hat, sucht, ist eben nicht wunderbar. Auch ließe es sich wohl erklären, wenn es auf diese Annäherung große Hoffnungen baute, da ja der Kaiser Napoleon mit dem raschen Wachsthum seines Schüglings sehr wenig zufrieden ist. Zwar die Annexion der norditalischen Staaten hat Italien durch Abtretung von Nizza und Savoyen erkaufte; aber für Neapel und Sicilien ist noch kein Preis gezahlt worden. Dazu kommt, daß die Bildung eines einheitlichen, starken Italiens durchaus allen alten Traditionen Frankreichs widerspricht, von denen der staatskluge Kaiser nur da abweicht, wo sein revolutionärer Ursprung ihm, sehr wider seinen Willen, eine andere Politik aufnöthigt. Dessenungeachtet dürfte die Hoffnung, daß Napoleon Oestreich zu Liebe das Werk, welches er theils gefördert, theils nicht gehindert hat, mit eigner Hand zerstören, oder seine Zerstörung zulassen sollte, eitel sein. Es war ein gefährliches Unternehmen für Napoleon, in Italien als Vertreter des Nationalitätsprincips aufzutreten; und in der That ist dieses Princip weit über das Ziel hinausgegangen, das er ihm glaubte stecken zu können: viel gefährlicher aber würde es für ihn sein, das im Namen dieses Princip's Geschaffne wieder rückgängig zu machen; völlig absurd aber wäre es zu glauben, daß er Oestreich unter irgend einer Bedingung gestatten könne, statt seiner das Werk der Zerstörung zu vollziehen. Ist es etwa, nachdem er das Hauptziel seiner italienischen Politik erreicht hat, Oestreich jedes Einflusses in Italien zu berauben, um sich selbst an dessen Stelle zu setzen, denkbar, daß er dem verdrängten Rivalen selbst die Wege zur Rückkehr in die verlorene Domäne bahnen wird? Gelingt es Victor Emanuel, wozu alle Aussicht vorhanden ist, seine Herrschaft in Unteritalien zu befestigen, so fehlt es Napoleon an jeder Handhabe, der Consolidirung des Einheitsstaates direct oder indirect Hindernisse in den Weg zu legen. Es bleibt ihm dann nur übrig, das geeinigte Italien unauflöslich an seine Politik zu fetten, und dazu bietet ihm, wie schon bemerkt, die Spannung zwischen Oestreich und Italien das beste Mittel. Und nehmen wir selbst den unwahrscheinlichen Fall an, daß Victor Emanuel in seinen Bemühungen um die Pacificirung Neapels scheiterte, so würde doch nur Napoleon von dieser Eventualität Vortheil haben; Oestreich

müßte sich mit der schwachen Genugthuung begnügen, seinen Haß gegen Piemont befriedigt zu sehen; eine Wiederherstellung seines Einflusses in Italien könnte es natürlich nicht von einer Begebenheit hoffen, die nur dazu dienen würde, Italien völlig der Herrschaft Frankreichs in die Hände zu liefern.

Gegenwärtig sind die Verhältnisse so seltsam verwickelt, daß, während Oestreich zu Italien in einer Spannung steht, die nur aus Rücksichten der Opportunität nicht bis zu offener Feindseligkeit getrieben wird, sondern sich mit der Aufhebung des diplomatischen Verkehrs begnügt, Italien sich, freilich in zweiter Linie, einer Action anschließt, an der Oestreich in erster Linie theilhaftig ist. Und sollte es, was allerdings nach der neuesten Wendung des Conflicts zwischen den drei Allirten und Rußland unwahrscheinlich ist, zu einem Kriege zwischen Frankreich und Rußland kommen und sollte Oestreich durch die Verhältnisse zu dem äußersten Schritt gezwungen werden, als Frankreichs Verbündeter an diesem Kriege theilzunehmen, so würde ohne Zweifel der sonderbare Fall eintreten, daß Italien an der Seite seines erbittertsten Gegners zu kämpfen hätte, und sein Heer in Waffenbrüderschaft mit den Heeren einer Macht träte, die aufs beharrlichste seine Existenz abläugnet. Das Verhältniß ist so verschoben, daß man sich nicht wundern kann, daß die Phantasie einiger Publicisten sich bereits mit der Möglichkeit einer Ausöhnung Oestreichs und Italiens durch Frankreichs Vermittelung beschäftigt. Oestreich tritt Venetien an Italien ab und erhält dafür als Entschädigung Serbien, die Moldau und die Walachei, nach den Umständen vielleicht auch Schlesien. Die Erfinder derartiger kühner Combinationen vergessen hiebei zunächst, daß Frankreich gar kein Interesse dabei hat, Oestreich mit Italien zu versöhnen, daß es vielmehr aus der Spannung der beiden Mächte den allergrößten Gewinn zieht und daher gewiß nichts thun wird, um einen Zustand abzukürzen, der allein sein Protectorat über Italien sichert. Sodann aber hieße es doch der östreichischen Staatskunst einen unerhört kühnen Dilettantismus zutraun, wenn man annähme, daß sie daran dächte, den Verlegenheiten ihrer gegenwärtigen Lage durch eine Politik zu entgehen, die an Verwegenheit Alles hinter sich ließe, was die pariser Terroristen oder Thuguts planmachendes Genie ihrer Zeit concipirt haben. Es läßt sich wohl mit aller Bestimmtheit annehmen, daß Oestreich an die peinliche polnische Frage, die ihm aufgedrungen ist, keine weiteren Combinationen anknüpfen wird, als etwa solche, die sich auf sein Verhältniß zu Preußen und Deutschland beziehen, daß es vor Allem aber jedes Hineinziehen der orientalischen Frage auf das allerentschiedenste ablehnen wird. Wenn Oestreich überhaupt an ein actives Vorgehen an der untern Donau denkt, so kann es doch keinesfalls die Absicht haben, in Gemeinschaft mit Frankreich orientalische Politik zu treiben, so wenig wie Frankreich andrerseits hoffen kann, auch nur

einen Tag die Allianz mit England aufrecht zu erhalten, sobald es nur von fern die Neigung zeigen sollte, der unbequemen polnischen Frage die orientalische Frage zu substituiren. Allerdings halten wir, wie wir schon früher ausgesprochen haben, eine derartige Wendung von Seiten Frankreichs nicht für unwahrscheinlich, sind aber der Meinung, daß Napoleon sie nicht im Gegensatze, sondern nur in Verbindung mit Rußland eintreten lassen kann. Man kann nicht scharf genug darauf hinweisen, wie viel das eigenthümliche Verhältniß Frankreichs zu Rußland zu der Stärke der Stellung Napoleons, besonders in der gegenwärtig schwebenden polnischen Frage, beiträgt. Wenn Oestreich seinem Willen folgen muß, um vor Victor Emanuel Ruhe zu haben, so ist es für England deshalb bedenklich, sich von ihm zu trennen, weil es zu fürchten hat, daß ein offener Bruch mit Frankreich oder auch nur eine markirte Abweichung von der Auffassung, die Frankreich in jedem Augenblicke von der polnischen Frage zu haben beliebt, Napoleon eine Veranlassung und zugleich einen genügenden Vorwand geben würde, seinem unzuverlässigen Bundesgenossen den Rücken zu kehren und sich mit seinem auß Außerste getriebenen Gegner zu verständigen. Es wäre unter diesen Umständen ein großer Irrthum, wenn Oestreich von Frankreich eine Beseitigung der Schwierigkeiten, die ihm aus seinem Verhältniß zu Italien erwachsen, hoffen wollte. Weder wird Frankreich Italien an Oestreich aufopfern, noch wird es Italien und Oestreich versöhnen, und könnte sich Oestreich wirklich auf den Standpunkt stellen, in einer Versöhnung die Lösung der Schwierigkeiten zu suchen, nun, so bedürfte es Frankreichs nicht, um eine solche herbeizuführen.

Ob aber Oestreich die Entfagung üben wird, ohne die eine völlige Ausöhnung nicht denkbar ist, darf man wohl bezweifeln, und wenn man billig urtheilen will, muß man zugeben, daß es dieselben unter den gegenwärtigen Verhältnissen gar nicht üben kann, so dringend auch von der andern Seite die bedeutendsten Rücksichten dazu mahnen. Oestreich steht in seinem Verhältnisse zu Italien nicht minder, wie zu Preußen gleichsam unter dem Gesetze eines Fatums. Es bedarf, um frei und ungehindert seine großen Aufgaben erfüllen zu können, der Freundschaft beider Staaten; und dennoch besteht zwischen ihm und jedem der beiden eine tief in der Natur der Dinge begründete Rivalität, aus der es auch im günstigsten Falle keinen Vortheil gewinnen wird, an der es im ungünstigen Falle fruchtlos alle seine Kräfte verbrauchen und verzehren muß. Es bedarf, um beiden gegenüber in ein freundschaftliches Verhältniß zu kommen, von Oestreichs Seite eines Opfers, welches zehnfach durch die Vortheile, die für den Kaiserstaat aus der Bundesgenossenschaft mit seinem südlichen und nördlichen Nachbar hervorgehen müssen, aufgewogen werden würde. Es kann das Opfer nicht bringen, weil ein Staat ein Opfer ohne eine glänzende Entschädigung an Land und Leuten nur gezwungen bringen

kann und darf. Eine derartige Entschädigung für das, was Oestreich in dem einen, wie in dem andern Falle aufgibt, würde aber weder Preußen noch Italien ihm bieten können.

Was Oestreich aber vermag, ist, dem Conflict sowohl mit Preußen, als auch mit Italien eine mildere, weniger gehässige Gestalt zu geben und, um speciell von Italien zu reden, mit diesem Staate Beziehungen herzustellen, die zu einer allmäligen Annäherung führen können. Ist eine Versöhnung für den Augenblick unmöglich, so läßt sich doch wenigstens eine Haltung annehmen, die der Spannung den Stachel der Todfeindschaft entzieht. Dazu ist nicht nöthig, daß Oestreich dem Gedanken an eine Aufgabe Venetiens Raum gibt; dazu ist nur nöthig, daß es jeden Gedanken an eine Vernichtung des in Italien bereits Begründeten fahren läßt, daß es unbedingt und ohne Rückhalt darauf verzichtet, seinen alten Einfluß in Italien wiederzugewinnen. Das was unwiederbringlich verloren ist, als Verlust anzuerkennen, ist kein Opfer. Eine derartige Annäherung, welche die Fragen der Zukunft ganz aus dem Spiel läßt, die eben nur in der Pflege freundschaftlicher Beziehungen besteht, ist aber für Italien, das keine dringendere Aufgabe hat, als Alles ins Werk zu setzen, um sich dem entehrenden und verderblichen Protectorate Frankreichs zu entziehen, ebenso nothwendig als für Oestreich. Italien hat alle Ursache, die Entscheidung der Differenzen, die es von Oestreich trennen, zu vertagen, bis Umstände eintreten, die eine Schlichtung derselben auf friedlichem Wege ermöglichen, d. h. bis Oestreich seinen lästigen und unfruchtbaren Besitz in Italien gegen einen fruchtbaren und förderlichen umtauschen kann. Ehe ein solcher Moment eintritt, wäre es eine selbstmörderische Thorheit, wenn Italien Alles, was es gewonnen hat, aus dem Spiel setzen wollte, um Rom den Franzosen und Venetien Oestreich zu entreißen.

Es ist wohl der stärkste Beweis für die Lebensfähigkeit, „die europäische Nothwendigkeit“ des östreichischen Staates, daß er in den Stürmen der letzten funfzehn Jahre an dem inneren Widerspruch, der seine wahren Interessen von dem trennt, was eine unglückliche Verkettung der Verhältnisse ihn in jedem Augenblick zu thun zwingt, nicht untergegangen ist. Indessen jeder innere Widerspruch, soll er schließlich nicht zum Verderben führen, muß überwunden werden. Oestreichs heutige Politik, so erfolgreich sie auf den ersten Blick erscheinen mag, trägt, da sie den Widerspruch nur schärft, statt ihn zu überwinden, den Keim der Selbstzerstörung in sich. Jeder Schritt auf der gegenwärtig beschrittenen Bahn führt es tiefer in die Abhängigkeit von Frankreich, aus der es auch mit Aufbietung aller diplomatischen Finessen sich schwer befreien dürfte. Oestreich ist weniger als irgend ein anderer Staat gegenwärtig in der Lage, in der großen Politik sich frei zu bewegen und seine Selbstbestimmung zu wahren. Es ist ihm daher in Bezug auf auswärtige Angelegen-

heiten die äußerste Zurückhaltung geboten; dagegen mahnen die Verhältnisse dringend, in innerer Sammlung an seiner Erstarkung zu arbeiten, alle Kräfte auf die Einigung seiner Stämme zu einem Verfassungsstaate zu verwenden und sich auf die Stunde vorzubereiten, wo es für seine eigenen Interessen einen entscheidenden Gang, einen Gang auf Tod und Leben wagen muß. Gewiß wird der Gegner in diesem Kampfe Rußland, aber schwerlich Frankreich der Verbündete sein.

Diese Stunde wird aber schwerlich eher eintreten, als bis auch die europäische Gesamtpolitik von dem inneren Widerspruche sich befreit haben wird, der sie unausgesetzt in falsche Bahnen drängt. Man sieht die größte Gefahr für das europäische Gleichgewicht in einer Verbindung Frankreichs und Rußlands. Jede Spannung zwischen diesen beiden Mächten wird daher als ein für die Sicherheit Europas günstiges Ereigniß angesehen und von der europäischen Diplomatie gesteigert. Offenbar aber verleiht diese Politik, indem sie auf die eine der beiden Mächte drückt, der andern unvermeidlich ein bedenkliches Uebergewicht und macht sie zum Führer der europäischen Action. Wie Rußland seine dominirende Stellung in Europa lange Zeit hindurch der Furcht vor Frankreich verdankt hat, so beutet Frankreich gegenwärtig die Furcht vor Rußland aus, um seinerseits ganz Europa seinem Willen zu unterwerfen und Rußland mit Hilfe Europas in einen Zustand zu versetzen, in dem es unbedingt sich zu Frankreichs Verfügung stellen wird, wenn dies auf dem Punkt angelangt ist, Pläne zu verfolgen, in denen es England zum Gegner haben muß und daher des Beistandes Rußlands bedarf. Eine Politik, die auf die übermäßige Schwächung des einen der beiden Staaten ausgeht, ist daher sehr bedenklich, weil sie dem andern stets ein drückendes Uebergewicht verschafft; sie ist ohne Aussicht auf Erfolg, weil sie die Gefahr der Vereinigung beider, die sie verhindern will, nur näher bringt. Es kommt daher weniger darauf an, die beiden Staaten von einander zu trennen, als vielmehr darauf, Zustände vorzubereiten, in denen Europa ihrer vereinigten Macht gewachsen ist. Dies war so lange unmöglich, als Oesterreichs erste Sorge war, in Italien seine Oberherrschaft aufrecht zu erhalten und so lange es in jedem Conflict fürchten mußte, daß es in den Ebenen der Lombardei seine Existenz gegen eine Allianz Frankreichs und der Revolution zu vertheidigen haben würde. Erst die Gründung des Königreichs Italien hat das mittlere Europa fähig gemacht, im Vereine mit England selbständig den beiden von Osten und Westen aus den Continent bedrohenden Mächten gegenüberzutreten. Der Kampf des mittleren Europa gegen die vereinigte Macht Rußlands und Frankreichs ist unvermeidlich, wenn er sich auch vielleicht noch auf Jahre hinauschieben läßt, er muß ausbrechen, wenn die orientalische Frage zum Austrag kommt. Für seinen Ausgang wird aber entscheidend sein, ob in dieser größten europäischen Krisis, zu der die bisherigen Zerrüttungen

nur das Vorpiel sind, Italien auf Seite Frankreichs und Rußlands oder Englands, Oestreichs und Preußens stehen wird. Wohin Italien seine Interessen weisen, kann nicht zweifelhaft sein. Ob es seinen Interessen wird folgen können, wird allein davon abhängen, ob Oestreich sich bald zu dem Entschluß erhebt, die Schärfe der Beziehungen, die zwischen den beiden Ländern besteht, zu mildern, und ob Italien Geduld genug besitzt, Ansprüche, deren rasches Betreiben es nur immer tiefer in die Vasallenschaft Frankreichs versinken lassen würde, bis zu einer Krisis zu vertagen, deren glücklicher Ausgang Oestreich einen reichen Ertrag für das Königreich Venetien bieten würde.

3.

Posen.

Dunkle Fichtenwäldungen, weit gestreckte magere Getreidefelder, von Sand- und Haidestrichen unterbrochen, moosige Wiesen mit Weiden und Erlengebüsch, zuweilen eine langweilige Pappelallee, die einem Dorfe zuführt, dessen niedrige, rohgedeckte Lehmhütten kaum aus dem Erdboden hervorragen — das ist die monotone und ziemlich trostlose Landschaft, welche sich dem Auge darstellt, wenn man, aus den gesegneten Fluren Schlesiens kommend, die Provinz Posen betritt. Es ist eine unabsehbare Ebene, deren Horizont durch den dunkelblauen oder violetten Strich der Kiefernwäldungen bezeichnet wird, auf der aber das Auge vergeblich nach einem Ruhepunkt sucht, wo es mit Wohlgefallen weilen möchte. Die Städte, welche wir berühren, gewähren einen nichts weniger als angenehmen Eindruck.

Rawicz liegt hinter Sanddünen und Windmühlen. Reisen mit seinem stattlichen sulkowski'schen Schloß und Park gleicht einer Oase in der Wüste. Bojanowo, Lissa, Schmiegel sehen gleichmäßig wenig einladend aus. Erst bei Kosten erhebt sich das Land zu einiger landschaftlichen Schönheit. Weizenfelder treten an die Stelle der mageren Roggen- und Kartoffelflächen; mäßige, mit Laubholz bewachsene Höhenzüge steigen aus der Ebene empor, um ziemlich schroff zu den Seen bei Storchneß abzufallen. Die Dörfer schauen mit einem Anstrich von Wohlhabenheit aus dunklen Baumgruppen hervor; hier und da